

III.

18.-20. Jahrhundert

Werner Lenk (Potsdam)

Das Projekt einer brandenburgischen Stadt der Wissenschaften und der Künste aller Völker der Erde

Am 13. März 1667 erwartete der brandenburgische Kanzler Otto von Schwerin einen angesehenen Gast. Eine Kutsche war ausgeschildet, ihn möglichst unauffällig zum Empfang abzuholen, und zwar nicht nur zur Audienz beim Kanzler, sondern auch beim Kurfürsten Friedrich Wilhelm persönlich. Der Besucher stammte aus Schweden, sein Name war Freiherr Benedikt von Skytte.

Bereits im Sommer 1666, eben da sich in Paris die französische Wissenschaftsakademie konstituierte, hatte „Ben Skit“, wie die Zeitgenossen den Schweden nannten, in der französischen Hauptstadt mit dem brandenburgischen kurfürstlichen Leibarzt Nikolaus de Bonnet Verbindung aufgenommen und diesem seine Gedanken über die Gründung einer Forschungseinrichtung in Deutschland vorgetragen. Skytte hatte seinen Gesprächspartner nicht zufällig gewählt; er hatte Brandenburg als Standort einer solchen Einrichtung ins Auge gefaßt. Die Anregung des Schweden fand Gehör; der Kurfürst gewährte ihm in den Märztagen 1667 Audienz.¹

Die schwedische Regierung – zu dieser Zeit recht mißtrauisch gegenüber Skytte und seinen Aktivitäten im Ausland – schickte ihren Berliner Gesandten Hermann Wolf- radt auf Beobachtungsposten. Doch die Brandenburger ließen vorerst nur Nichts- sagendes verlauten. Der Gesandte gab nicht auf. Am 6. April konnte er anhand einer eigenhändigen Resolution des Kurfürsten seiner Regierung in Stockholm melden, worum es bei dem Berliner Treffen gegangen war: Benedikt Skytte verhandelte mit den Regierenden in Berlin über ein einzigartig zu nennendes Projekt, nämlich die Errichtung einer Stadt der Wissenschaften und der Künste, einer Stadt, in der Wissen-



¹ Die folgende Darstellung stützt sich wesentlich auf zwei Dokumente: a) eine *Denkschrift* von Benedikt Skytte (Geheimarchiv Berlin-Dahlem) und b) ein *Patent* des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg vom 22. April 1667 (gedruckt in: *Diarium Europaeum*, Vol. XVI, Appendix II, S. 11ff.). Auf der Grundlage weitergehender Archivstudien, insbesondere Benedikt Skytte betreffend, und gestützt auf die relativ wenigen Veröffentlichungen zum Gegenstand hat Fritz Arnheim in einer verdienstvollen Studie viele Details zur Aufhellung dieser Vorgänge beigebracht. Cf. ARNHEIM, FRITZ: *Freiherr Benedikt Skytte (1614-1683), der Urheber des Planes einer brandenburgischen „Universal-Universität der Völker, Wissenschaften und Künste“*. – In: *Beiträge z. brandenb. u. preuß. Geschichte*. Festschrift Gustav Schmoller. Leipzig, 1908, S. 65-99. Id.: *Die Universal-Universität des Großen Kurfürsten und ihre geistigen Urheber*. – In: *Monatshefte der Comeniusgesellschaft* 20 (1911), S. 19-35. – Meine Darlegungen folgen Arnheim in der Wiedergabe von Zitaten und Übersetzungen der entsprechenden Archivalien.

schaftler und Künstler aus aller Welt unter günstigen Bedingungen zum Wohle der Menschen, zum Nutzen des Landes arbeiten sollten. In der Mark Brandenburg sollte ein Zentrum der Weltweisheit entstehen, eine Akademie der Völker der Erde, ein „modernes Athen“ der Neuzeit.

Was einstmals Ägypten für den Orient, was Delphi für Griechenland und was der Tempel des Salomon für die Juden war, eine solche Stätte der Weisheit sollte in Brandenburg errichtet werden, sollte dem hochherzigen Kurfürsten Ruhm, dem Lande aber unermeßlichen Reichtum bringen.

Der schwedische Gesandte, der seiner Regierung diese unglaubliche Nachricht von dem Projekt Skyttes übermittelte, konnte hinzufügen, daß der Kurfürst schon detaillierte Festlegungen getroffen und 15000 Reichstaler für die Errichtung der Gelehrtenstadt sowie für die Versorgung der zu erwartenden Bewohner in Aussicht gestellt habe. Was Benedikt Skytte beabsichtigte, was ihm vorschwebte, das hatte er ebenso emphatisch wie detailliert in einer vom Kurfürsten erbetenen *Denkschrift* niedergelegt.² Da waren die Vergleiche mit den Idealstätten antiker Weisheit vorgebracht, da war aber in Sonderheit die Rede von einer Bautätigkeit ungeahnten Ausmaßes. Diese „civitas Solonis“ sollte ausgestattet sein mit Werkstätten und Laboratorien, mit Ateliers, Bibliotheken, Druckereien und Museen, mit Bet- und Hörsälen, Herbergen und Spitälern, Bädern und Waisenhäusern, Menagerien und botanischen Gärten. Der Generaldirektor sollte von illustrierter Geburt sein. Ihm war ein Stab von Beamten und Organisatoren zugeordnet. Vom Koch bis zum Bierbrauer, vom Arzt bis zum Nachtwächter war die Perfektion dieses neuen Gemeinwesens geplant.

Obwohl nun – angesichts der für ein solches Vorhaben benötigten finanziellen Mittel – Bedenken seitens der Brandenburger durchaus angebracht gewesen wären, geschah das Unglaubliche: Friedrich Wilhelm ließ bereits am 22. April 1667 ein *Patent* abfassen, das in Form einer Einladung an die „vertuosen Leute“ der ganzen Welt, wes Glaubens, wes Standes oder Berufes sie auch sein mögen, gerichtet war, das künftigen Zuwanderern das Projekt vorstellen und nahebringen sollte. Diese Werbeschrift des Kurfürsten stützte sich auf Skyttes Konzept, brachte jedoch eigene Intentionen in das Vorhaben ein, und zwar insbesondere den Gedanken weitgehender geistiger Freiheit und Toleranz wie auch die Erwartung ökonomischer Produktivität und Leistungsfähigkeit der in dieser Stadt arbeitenden Menschen.

So verkündete das kurfürstliche *Patent*, daß die zu gründende Stadt der Wissenschaften und Künste³ einem jeden offenstehe, der sich gelehrten Forschungen und nützlichen Tätigkeiten widme, der den Wissenschaften und Künsten zugeneigt sei und der den Umgang mit Gleichgesinnten erstrebe. Allen denen, die in ihrer Heimat an der Entfaltung ihrer Fähigkeiten durch religiöse und sonstige Verfolgungen gehindert würden, könne die neue Stadt ein Zufluchtsort sein, der ihnen staatsbürgerliche



² Skytte sandte seine *Denkschrift* am 28. September von Zwingenberg aus nach Berlin.

³ Grundsätzlich sei hier daran erinnert, daß die Begriffe Künste und Künstler im 17. Jahrhundert nicht nur zur Benennung der „schönen“ Künste gebraucht werden, sondern vor allem die mechanischen Künste, die manufakturellen Gewerbe-Künste und ihre Akteure meinen. So ist beispielsweise die deutsche Übersetzung der *Mechanicorum libri VI* des Guidobaldo del Monte mit *Mechanische Kunst-Kammer* betitelt, handelt von „künstlerischer und sinnreicher Machination“ und dient zum Nutzen „Theutscher Künstler“.

Rechte und geistige Freiheit sichere. Jeder, der in dieser Stadt leben werde, könne die Gemeinschaft von Menschen edler Gesinnung und ausgezeichneten Geistesgaben genießen. Die neue Brandenburgische Wissenschaftsstadt, dieser „Tempel der Gelehrsamkeit“, diese „Residenz der erhabenen Weisheit des Erdenrunds“ werde in landschaftlich reizvoller und in einer für Handel und Wandel günstigen Gegend angelegt. Alle Bewohner würden mit vielfältigen Privilegien ausgestattet, mit Gebührenfreiheiten und mit Ehrensold für ausgezeichnete Leistungen bedacht. Für die Stadt solle ewige Neutralität erwirkt werden, damit allzeit friedliche Arbeit gewährleistet sei. Der Kurfürst wandte sich in seiner Einladung ausnahmslos an die Gläubigen aller christlichen Konfessionen; zugleich richtete sich sein Angebot ausdrücklich auch an jüdische, arabische und sogar an „ungläubige“ Gelehrte, sofern sie als rechtschaffene Bürger einen untadeligen Lebenswandel führen würden. Das kurfürstliche *Patent* ging soweit in die Einzelheiten, daß auch der Standort für die neue Stadt der Wissenschaften und Künste genannt wurde: Die alte Kaiserstadt Tangermünde an der Elbe sollte dazu ausersehen werden. Es wurde nicht versäumt, auch die Insignien der Universitätsstadt zu beschreiben und den Namen der „neuen Gemeinschaft“ zu benennen: „Universitas Brandenburgica Gentium Scientiarum et Artium“ sollte ihr Name sein. Dieses in einer *Denkschrift* und in einem kurfürstlichen *Patent* charakterisierte Vorhaben, die Errichtung einer Stadt der Wissenschaften und der Künste, die Zusammenfassung eines leistungsfähigen Wissenschafts- und Gewerbepotentials unter günstigen Arbeits- und Lebensbedingungen für die Bewohner, dieses kühne Projekt war von zwei Persönlichkeiten initiiert, von dem schwedischen Freiherrn Benedikt von Skytte und von Friedrich Wilhelm, dem Großen Kurfürsten von Brandenburg. In dem hier wirksamen Unternehmensgeist dieser beiden Männer drängten Ideen und Bestrebungen zur Realisierung, denen sich die hervorragendsten Gelehrten Europas zu dieser Zeit verschrieben hatten.

Aus den Biographien Skyttes und Friedrich Wilhelms sind diese Verbindungen zu den nach Reformen drängenden Kräften leicht ablesbar. Benedikt von Skytte konnte sowohl aus dem gesellschaftlichen Status als auch aus dem geistigen Fundus schöpfen, den sich sein Vater, der berühmte Staatsmann Johann Bengtsson Skytte, erarbeitet hatte. Dieser nämlich, zwar bürgerlicher Herkunft und insofern gegenüber den alteingesessenen schwedischen Adelsgeschlechtern benachteiligt, hatte sich in bedeutende, einflußreiche Staatsämter hochgedient. Nach Studien in Mathematik, alten Sprachen und Philosophie in Westeuropa avancierte er 1602 zum Erzieher des schwedischen Thronerben Gustav Adolf. Johann Skytte wurde nobilitiert, wurde 1612 mit der Leitung der Staatsfinanzen betraut, schließlich Mitglied des Senats. Er erhielt die Baronie Duderhoff bei Petersburg, die größte des Landes, und er wurde 1629 Generalgouverneur über Ingermanland, Livland und Karelrien. Bedeutungsvoll hinsichtlich der späteren Aktivitäten seines Sohnes waren die geistigen Interessen- und Kommunikationsbereiche des Johann Skytte. Der schwedische Staatsmann war im Bunde mit den bedeutenden Reformern der Epoche, mit Persönlichkeiten, die auf den Gebieten der wissenschaftlichen Forschung, der Bildung und Erziehung, der Gestaltung des Staatslebens und der Friedenssicherung nach Veränderung strebten und die dem geistigen Leben ihres Jahrhunderts das zukunftsweisende Gepräge gaben. Männer wie Hugo Grotius, Jan Amos Comenius, Daniel Heinsius, Gerhard Vossius, John Duräus, sie nannten Johann Skytte ihren Freund. Die Vertrautheit mit

der englischen, französischen und deutschen Geisteskultur prägte das Denken und Handeln des schwedischen Staatsmannes, der vor allem im diplomatischen Dienst häufig nach Westeuropa reiste.

Intensiv war die auch persönliche Bekanntschaft Skyttes mit Comenius, dessen universale und in ganz Europa bekannte Entwürfe zur „Verbesserung der menschlichen Dinge“ ihm vertraut waren, eine Programmatik, die von der Didaktik und Erziehung in der Schule bis hin zur „Weltreform“ reichte. Die methodischen Prinzipien des Comenius widerspiegelten sich in Skyttes Tätigkeit als Mitbegründer und Kanzler der Universität Dorpat sowie als Kanzler der Universität Uppsala, an der er die vor allem mit deutschen Gelehrten besetzte „Skytteanische“ Professur der Eloquenz und der Politik einrichtete. Insonderheit die Gründung mehrerer Lehranstalten im Lande, so des ebenfalls nach ihm benannten „Collegium illustre“, erfolgten im Geiste des Comenius, den Johann Skytte 1642 persönlich kennenlernte.

Benedikt, der Sohn (10. Oktober 1614 bis 2. August 1683), folgte dem Weg seines Vaters. Auch er gelangte im schwedischen Staatsdienst in wichtige Positionen. In der Gunst der Prinzessin Christine unterstützte er vor allem deren in der Gelehrtenwelt bekannte wissenschaftliche und künstlerische Ambitionen. 1640 wurde er Kammererrat, 1646 Landeshauptmann von Uppsala; zwei Jahre später Mitglied des Senats und schließlich Gouverneur im Baltikum. Benedikts Leben war geprägt von ausgedehnten Reisen in viele Länder Europas. Als Diplomat gelangte er nach England, Frankreich und über Ungarn offenbar bis zum Bosphorus. Zu den diplomatischen gesellten sich die Bildungs- und später, als sich Krankheiten einstellten, seine Bäderreisen, die ihn auch wieder nach Westeuropa und nach Deutschland führten.

Zum Ertrag dieser Reisen gehörte die Kontaktaufnahme und der Gedankenaustausch mit bedeutenden Persönlichkeiten des staatlichen und wissenschaftlichen Lebens in den verschiedenen Ländern. Zu seinen Gesprächspartnern zählten nicht nur Persönlichkeiten, mit denen sein Vater in Verbindung stand, wie Comenius, Grotius, Duräus, Vossius, er lernte auch Richelieu, Mazarin, Colbert und den jungen Ludwig XIV., Karl I. von England und den russischen Zaren persönlich kennen. In verschiedenen Ländern warb Skytte Gelehrte für eine Tätigkeit in Schweden, so auch Straßburger Professoren und niederländische. Nach Aufhebung eines Reiseverbots – Skytte war in seinem Lande wegen Hochverrats angeklagt, jedoch rehabilitiert worden – führte ihn der Weg wieder nach Frankreich und Deutschland zum Kuraufenthalt. Zuvor weilte er in England und hatte dort die Gründung der königlichen Akademie miterlebt. Es ist anzunehmen, daß Benedikt Skytte schon längere Zeit mit Jan Amos Comenius, vielleicht auch mit Samuel Hartlib und anderen englischen Gelehrten im Gedankenaustausch stand, mit den Männern, die 1645 das College of Philosophy begründet hatten, aus dem dann später die Royal Society hervorging.⁴ Mit der Errichtung dieser beiden akademischen Institutionen war eine Konzeption und Programmatik verbunden, die sich auch in Skyttes brandenburgischem Projekt widerspiegelt.



⁴ Zu den Gründern der Royal Society gehörten auch Sir William Petty, „einer der genialsten und originellsten ökonomischen Forscher“, desgleichen der deutschstämmige Theodor Haak sowie Robert Hook und Robert Boyle.

Angesichts weitgehender Übereinstimmungen der *Denkschrift* Skyttes mit den Ideen der englischen Akademiegründer ist den Verbindungen des Schweden mit dem Kreis der in England wirkenden Reformer und Neuerer besondere Bedeutung zuzumessen. Mit ihnen sah sich Skytte vor allem einig in dem unbändigen Willen zur Förderung und Erneuerung der Wissenschaften, verstanden als eine Aufgabe im Dienste der Menschheit.⁵ Was Skytte vor allem mit ihnen verband, das war die Orientierung an den Vorstellungen, die der englische Philosoph und Staatsmann Francis Bacon in seinen Werken, insbesondere in seinem unvollendeten *New Atlantis* dargelegt hatte.⁶ Bacon hatte speziell diesem Werk die Form einer utopischen Erzählung gegeben. Er zeichnete in *New Atlantis* das Bild eines harmonisch eingerichteten, wohlgeordneten, prosperierenden Staatswesens. Als dessen Lebensquell charakterisierte Bacon das „Haus Salomons“, eine Vereinigung von Forschern, die durch ihr gemeinschaftliches Tun befähigt sind, „die Natur zu erklären und große und wunderbare Werke zum Nutzen der Menschen hervorzubringen“.⁷ In seiner Beschreibung skizzierte der Autor die außerordentlich günstigen Arbeitsbedingungen der Gelehrten, ihre neuartigen wissenschaftlichen Methoden und Organisationsformen, die es ihnen ermöglichen, den Höchststand wissenschaftlicher Erkenntnis zu erreichen und hohe Wertschöpfungen zum Wohle der Menschen und des Staatswesens zu erbringen. Indem Bacon diesbezüglich nahezu alle der damals bekannten naturwissenschaftlich-technischen Disziplinen vorstellte, entwarf er das Modell eines spezialisierten, kooperativ organisierten und höchst effektiv arbeitenden Forschungszentrums, das in seiner Ausdehnung und Organisiertheit einer Wissenschaftsstadt sehr ähnelte.

Wie es die verschiedenen Programmwürfe ausweisen, bewegte sich das Denken der Gründer und Initiatoren der Royal Society in den Bahnen, die Francis Bacon vorgezeichnet hatte. So spielte das Prinzip des Nutzens als Zielstellung und Motivation der Wissenschaftsförderung auch hier eine dominierende Rolle. Desgleichen gehörte die Auffassung von der kooperierenden Arbeitsteiligkeit als einer der Grundlagen der Effizienz wissenschaftlicher Forschung zu den Grundsätzen der Akademiegründer. In diesem Sinne heißt es in dem ersten Versuch und vorläufigem Entwurf für eine Präambel der Royal Society, verfaßt von Christoph Wren:

Der Weg zu einem glücklichen Gemeinwesen wird nach unserer Auffassung durch nichts stärker erleichtert als durch die Förderung nützlicher Künste und Wissenschaften, welche, nach sorgfältiger Prüfung, sich als die Basis bürgerlicher Gemeinschaften und freier Staaten herausstellen und welche durch Orpheusschen Zauber Menschenmassen in Städten vereinen und sie in Gemeinschaften verbinden; sodaß in dieser Weise, indem man mehrere Künste



⁵ Einige Monate vor dem Patent des Großen Kurfürsten war der *Weckruf* (*Panegersia*) des Comenius erschienen. In dieser Schrift waren vor allem die Gelehrten und die Mächtigen dieser Welt aufgerufen, über die Besserung der Menschheit, über eine „Weltreform“ nachzudenken, zu beraten und dafür zu wirken. Cf. KOMENSKY, J. A.: *Allgemeine Beratung über die Verbesserung der menschlichen Dinge*. Berlin, 1970 (Übersetzung v. Franz Hofmann).

⁶ BACON, FRANCIS: *New Atlantis*. – In: *The Works of Lord Bacon, in two Volumes*. London, 1879, Bd. 1, S. 202ff. – Cf. auch ID.: *De dignitate et augmentis scientiarum*. Bd. 2, S. 290ff. (insbesondere die Widmung „Ad Regem suum“ am Beginn des zweiten Buches).

⁷ RAWLEY, W.: *An den Leser*. – In: BACON, FRANCIS: *Neu-Atlantis*. Berlin, 1984, S. [7].

und Methoden des Fleißes sozusagen auf Lager legt, die ganze Gemeinschaft durch den Austausch spezieller Fähigkeiten einzelner unterstützt wird...⁸

Wie es Wrens Textentwurf ausweist, wird hier ein für die Genese des neuzeitlichen Bildes von der Stadt, ihrer Funktion und Wertigkeit äußerst wichtiger Gedanke ausgesprochen. Es wird hier „nach sorgfältiger Prüfung“ die Überzeugung geäußert, daß „nützliche Künste und Wissenschaften“ die Basis bürgerlicher Gemeinschaften bilden und „Menschenmassen in Städten vereinen“. Den Wissenschaften und Künsten wird damit nicht nur die allgemeine Förderung des Wohlstandes zugesprochen, sie werden grundsätzlich begriffen als eine sozialisierende, gemeinschaftsbildende Kraft, und zwar nicht nur hinsichtlich der Zusammenführung der Gelehrten, sondern bezogen auf die Konstituierung der bürgerlichen Gesellschaft insgesamt. Diese gemeinschaftsbildende Funktion erfolgt – so die Überlegungen Wrens – „durch den Austausch spezieller Fähigkeiten Einzelner“, also durch arbeitsteilige Kooperation vielfältiger, unterschiedlicher produktiver Tätigkeiten.⁹ Die bürgerliche Gesellschaft wird hier in ihren Gemeinschaftsformen offensichtlich als ein Produktionszusammenhang begriffen, der wesentlich durch Wissenschaft und Künste vermittelt wird. Die Darlegungen des Christoph Wren sind kennzeichnend für Anschauungen, die in den Kreisen der englischen Akademiebewegung kursierten und die von der Überzeugung getragen waren, daß zwischen den Wissenschaften und den (Gewerbe-)Künsten einerseits und den sozialen Organisationsformen der bürgerlichen Gesellschaft, vor allem auch der Städteentwicklung, ein enger Konnex besteht. Auf dieser Logik, derzufolge auch die Wissenschaften auf neue Weise als Teil des gesellschaftlichen Produktions- und Reproduktionsprozesses gesehen werden, beruhte schließlich auch Benedikt Skyttes Plan von einer Stadt der Wissenschaften und Künste.

Benedikt Skytte hatte nicht nur die Akademiegründung in England miterlebt, er hielt sich auch zu der Zeit in Paris auf, als dort die Académie des Sciences im Jahre 1666 ins Leben gerufen wurde.¹⁰

Scharfsichtig und vom Neuerergeist besessen, erkannte er die Chancen einer Akademiegründung in Deutschland. In enger Anlehnung an die englischen und französischen Beispiele sowie an die Entwürfe des Francis Bacon¹¹ unterbreitete er dem Brandenburger Landesfürsten seinen Vorschlag in einer *Denkschrift*.

Friedrich Wilhelm – er regierte von 1640 bis 1688 – war ein bekannter Adressat für alle Botenläufer des Religionsfriedens und der Reformen. Als ein Förderer der schönen Künste und der Wissenschaften besaß er weitgespannte geistige Interessen, die insbesondere durch seine engen Beziehungen zu den Niederlanden wie auch durch einige seiner Geheimräte, Diplomaten, Leibärzte und andere Vertraute genährt wur-



⁸ BERNAL, JOHN DESMOND: *Die soziale Funktion der Wissenschaft*. Berlin, 1986, S. 44. – Cf. ID.: *Die Wissenschaft in der Geschichte*. Berlin, 1967, S. 284ff.

⁹ Hier werden offensichtlich die auf Vervielfältigung und Teilung der gesellschaftlichen Arbeit beruhenden Grundlagen der beginnenden Manufakturperiode reflektiert, verbunden mit dem Versuch, Platz und Rang der Wissenschaften in diesem neuartigen gesellschaftlichen Beziehungsgefüge zu bestimmen.

¹⁰ Wie ARNHEIM l. c. (Anm. 1), S. 81, vermerkt, soll Skytte sich bereits in London mit Plänen für die Gründung einer „Sophopolis“ beschäftigt haben.

¹¹ Skytte war mit den Schriften Bacons bekannt; sein Vater war mit dem englischen Philosophen und Staatsmann befreundet.

den.¹² Wenn in Skyttes *Denkschrift* der Schwerpunkt auf die Förderung der experimentellen naturwissenschaftlichen Forschung gelegt wurde, so war dies durchaus im Sinne Friedrich Wilhelms; doch der Kurfürst brachte seinerseits neue Aspekte in das gemeinsame Projekt ein, und zwar Vorstellungen, die eine Realisierung des Vorhabens verstärken konnten. Diese Anreicherung des Unternehmens mit realitätsnahen, pragmatischen Bestandteilen, die den unmittelbaren Interessen Brandenburgs entsprachen, führte schließlich zu der Projektgestalt, die dem Unternehmen seinen geschichtlich innovativen Charakter verlieh: Die enge Verbindung der umfassenden Förderung und Konzentrierung der wissenschaftlichen Forschung mit der sozialen Institution und gesellschaftlichen Organisationsform der Stadt. Da diese, auch im Brandenburger Kleinformat, damals der Ort des Handwerks und der Gewerbe war, zielte das Projekt auf die Zusammenführung und Zusammenarbeit von Wissenschaften und Gewerbekünsten, gebunden im sozialen Gefüge der Stadt.

Bei aller Liebe zu den Künsten und Wissenschaften ging es dem Kurfürsten in Sonderheit um die wirtschaftliche Gesundung und Stabilisierung seines durch den Dreißigjährigen Krieg ausgelaugten Landes. Die rasche Zustimmung Friedrich Wilhelms zu Skyttes Vorschlag war, abgesehen von den politischen Ambitionen des Fürsten, vor allem wirtschaftlich motiviert.¹³ Diese Zielsetzung beförderte die Überlegung, der von Skytte angedachten „Universität“ den Status einer Stadt mit eigener Rechtsprechung, eigener Verwaltung sowie ausgestattet mit Neutralitäts- und anderen Privilegien zu verleihen.

In Francis Bacons „Haus Salomons“ ist der Zugang zu den forschersichen Spitzenleistungen, die in den verschiedenen Ländern der Welt erbracht werden, derart geregelt, daß von der Insel Bensalem aus – wie Bacon es nennt – „Händler des Lichts“ und „Jäger“ – wir würden heute sagen „Industriespione“ – ausgesandt werden, um technische Neuerungen und Erfindungen den Gelehrten des Hauses Salomon zugänglich zu machen. Das Brandenburger Projekt sieht hier eine andere Verfahrensweise vor in zeitgemäßer Folgerichtigkeit: Die Spitzenkräfte der Wissenschaften und der Gewerbekünste sollen in persona nach Brandenburg geholt und in einer neuen Stadt angesiedelt werden. Die diesbezügliche Werbung im *Patent* des Kurfürsten – eigentlich eine Abwerbung – war noch in anderer Hinsicht in höchstem Grade provokativ. Eingeladen in die neue Stadt der Wissenschaften waren nicht nur „alle Christen, die an den dreieinigen Gott und an die Erlösung durch Jesum Christum glauben“, also die Bekenner aller drei christlichen Kirchen, sondern auch jüdische, arabische und sogar „ungläubige“ Gelehrte. In einem Land, in dem, von den Theologen und Predigern aller drei Konfessionen angeheizt, ein alltäglicher religiöser Bürgerkrieg herr-



¹² Skyttes Partner bei den langwierigen Verhandlungen in Berlin war der brandenburgische Geheimrat Georg von Bonin.

¹³ In dieserart Stadtmodell offenbarte sich zum einen die progressive Gesinnung des Kurfürsten hinsichtlich seines Strebens zur manufakturrellen Produktion, zum anderen war die Förderung der „Stadt“ für ihn ein innenpolitisches Problem, nämlich das Bemühen, ein Gegengewicht zu schaffen gegen die politische Vorherrschaft der mächtigen Landstände. Die für die Neuzeit charakteristische Divergenz zwischen Stadt und Land trat hier als ein Politikum in Erscheinung. Die Stadtentfaltung war für den Landesherrn ein Mittel zur Stärkung seiner Souveränität, seiner finanziellen Stärke und zur Festigung der Zentralregierung.

schte, war dieses Vorhaben „ketzerisch“. Allerdings hatte das brandenburgische Herrscherhaus bereits seit zwei Generationen durch eine von Landesherrn verordnete Toleranz in Kirchen- und Religionsangelegenheiten die Voraussetzung für eine derartige Haltung geschaffen. Seit dem Übertritt des Kurfürsten Johann Sigismund zum Calvinismus im Jahre 1613 war der Landesfürst bezüglich der Religion ein Fremder im eigenen Land, denn Brandenburgs Bevölkerung, insbesondere die adligen Gutsbesitzer, die regierenden Stände, blieben lutherisch. Um ihrem eigenen religiösen Bekenntnis Chancen zu einer Verbreitung im Lande zu eröffnen, betrieben die brandenburgischen Landesfürsten eine entschiedene Toleranzpolitik, die für sie zugleich zu einem Instrument wurde, ihren politischen Herrschafts- und Souveränitätsanspruch gegenüber den Landständen, die im Affront zum Fürsten lutherisch blieben, durchzusetzen. Aus der innenpolitischen Not geboren, jedoch außenpolitisch, bündnispolitisch von großer Bedeutung, waren die Brandenburger Kurfürsten nicht nur Mitstreiter der in Europa vorwärtsdrängenden calvinistischen Herrscherhäuser; sie befanden sich auch im Einklang mit der irenischen Bewegung, deren Vertreter in ganz Europa die Residenzen bereisten, um einem allgemeinen europäischen Religionsfrieden Chancen zu eröffnen nach den tödlichen Erfahrungen des Dreißigjährigen Krieges.¹⁴ Brandenburgs Kurfürst war deshalb für die Akteure der Reformen, zu denen auch Skytte gehörte, ein gefragter Anlaufpunkt.

Die *Denkschrift* Benedikt Skyttes und das *Patent* des Großen Kurfürsten entwarfen in detaillierter Beschreibung ein historisch neuartiges Bild von der Stadt, ihrer Funktion, ihrer Wertschöpfungskraft und ihrer Freiheiten. Die Stadt erscheint als die soziale Institution, in der wissenschaftlich-forschende und handwerklich-praktische Tätigkeiten von höchster Qualität räumlich-organisatorisch sowie rechtlich gesichert zusammengefaßt, konzentriert sind zur Erlangung höchster ökonomischer Effektivität. Sie wird begriffen als der Entfaltungsraum hoher menschlicher Leistungsfähigkeit und Kreativität; sie wird beschrieben als Zentrum fortgeschrittenen menschlichen Wissens, menschlicher Erkenntnisfähigkeit und Wahrheitsfindung. In diesem Bild von der Stadt sind die Ideale und die Aktivitäten der europäischen Akademiebewegung eingeflossen; in ihm spiegelt sich der Stolz und die Hochschätzung der naturwissenschaftlichen Forschung sowie des technischen und organisatorischen Fortschritts der Gewerbe-Künste. Mit diesem Bild von der Stadt sind die Hoffnungen der Menschen auf Glück und Wohlergehen verbunden.¹⁵

So klingt aus der Beschreibung des Brandenburger Projekts das Lob der Wissenschaften, die Begeisterung für Forschung und Erfindergeist. Emphatisch werden die Stätten der Weisheit in der Alten Welt aufgerufen, um die Dimension des eigenen Unternehmens zu verdeutlichen und um alle Beteiligten für dieses Werk zu motivieren. Kenntnisreich und klar sind die materiellen und geistigen Grundbedingungen wissenschaftlichen Forschens im Projekt benannt. So ist die Sicherung einer



¹⁴ Die Lebensläufe des Jan Amos Comenius oder des Johann Duräus sind für diesen heroischen Aktionismus kennzeichnend.

¹⁵ In diesem Bild von der Stadt haben wohl nicht nur utopische Vorstellungen Eingang gefunden. Die Gelehrten konnten zu dieser Zeit hoffnungsvoll auf die bereits punktuell bestehenden, großzügig geförderten Forschungseinrichtungen vom Range des Observatoriums Uraniborg des Tycho Brahe schauen.

von Kriegshandlungen unberührten friedlichen Tätigkeit, die durch Privilegien gewährleistet werden soll, ebenso prognostiziert wie die rechtliche Integrität der Bewohner und die Sorge um ihre Lebensqualität. Im Vergleich zu der in dieser Epoche gängigen geistigen Repression und Bevormundung, die insbesondere die Gelehrten bedrängte, ist der Stadt der Wissenschaften ein weitgespannter Freiraum zugeordnet. Der spätmittelalterliche Slogan „Stadtluft macht frei“ erhält hier eine neue Bedeutung, insofern die Stadt als Hort der Meinungsfreiheit und des Meinungsaustausches sowie der religiösen Toleranz gesehen wird.

Das brandenburgische Projekt einer Stadt der Wissenschaften und Künste aller Völker dokumentiert einen bemerkenswerten historischen Umdenkungsprozeß: An die Seite der Staats-Utopie stellt sich – gleichsam als deren Neuorientierung und Präzisierung – die Stadt-Utopie. Beiden Utopien ist gemeinsam die Suche nach Wegen und Möglichkeiten, das Glück und Wohl der Menschheit oder eines Landes zu fördern. Beide unterscheiden sich wesentlich in der Bestimmung der Wege, die zum angestrebten Ziel führen sollen. Vergleicht man das brandenburgische Unternehmen mit den Staats-Utopien eines Thomas Morus oder eines Thomas Campanella, dann wird ersichtlich, daß in der Staats-Utopie das Heil der Menschheit in der grundlegenden Veränderung der Sozialstruktur, speziell in der Änderung der Eigentumsverhältnisse, gesucht wird. Die Stadt-Utopie von der Art des Brandenburger Modells hingegen setzt ihre Zukunftserwartungen und -hoffnungen auf die Entfaltung der Wissenschaften und (Gewerbe-)Künste. Die brandenburgische Wissenschaftsstadt ist in diesem Sinne konzipiert als eine Forschungs- und Produktionsgemeinschaft, sie erscheint somit als ein frühes Modell der modernen Leistungsgesellschaft.¹⁶

In Gestalt des brandenburgischen Unternehmens zeigt sich die Utopie auf dem Weg in die Wirklichkeit. Tatsächlich konnte der Kurfürst in seinem *Patent* genau und präzise den Standort Tangermünde, also den Topos, nennen und bestimmen; das geheimnisvolle Irgendwo und Nirgendwo der U-Topia schien in Brandenburg entdeckt zu sein. Der Brandenburger Kurfürst hatte sich des Projekts mit einer Begeisterung angenommen, die vorerst alle Berechnungen außer acht ließ. Er wurde jedoch bald auf den Boden der Realität, nämlich die Beachtung der finanziellen und organisatorischen Möglichkeiten, zurückgerufen. Das Vorhaben, gedacht als ein einmaliger großer Wurf, als ein Sprung in die Moderne, wurde nicht weiterbetrieben. Für den Kurfürsten hatte sich – wie er selbst sagte – eine große Hoffnung nicht erfüllt. Das Bemühen jedoch um die Förderung der Wissenschaften, Künste und Gewerbe sowie deren Bindung an die Stadt blieb in Brandenburg fortan lebendig. Es realisierte sich nur wenige Jahrzehnte später in der Gründung der preußischen Sozietät der Wissenschaften durch Gottfried Wilhelm Leibniz sowie in der Ansiedlung der vielseitig gewerbeerfahrenen französischen Hugenotten insbesondere im Raum der Stadt Berlin.



¹⁶ Die Stadt-Utopie bot ein neuartiges Konzept, um den Weg zum Glück der Menschheit zu kennzeichnen. Dennoch behauptete sich die mit der Eigentumsfrage verbundene Staats-Utopie im 17. Jahrhundert und gewann in der Neuzeit mit dem Zweifel am industriellen Fortschritt wieder an Bedeutung. Obwohl hier Bacon und Comenius gleichsam in einem Atemzuge gemeinsam genannt sind, unterscheiden sich ihre Harmonie- und Glückskonzepte wesentlich, wie es ihr Disput über den „Glücksschmied“ belegt. Einig sind sie sich jedoch in der Akzeptanz des mit der Wissenschaft verbundenen Leistungsdenkens.

Welche Zielsetzungen der Brandenburger Kurfürst mit dem Projekt verbunden hatte und welche geistige Brisanz dem Unternehmen innewohnte, das läßt sich aus einem Briefwechsel zwischen dem Fürsten und seinem Londoner Gesandten erschließen.¹⁷ So ganz ohne Resonanz schien das Vorhaben nicht geblieben zu sein, auch wenn es nur dazu diente, Hoffnungen und Wünsche zu nähren. Unmittelbar nach der Veröffentlichung des kurfürstlichen Patents, das Gelehrte und (Gewerbe-)Künste in die zu gründende Stadt einlud, kam vom Gesandten Christoph von Brandt ein Schreiben aus London an den Kurfürsten. Es hätten sich – so hieß es darin – zwei delegierte Mitglieder der königlichen Sozietät, also der königlichen Akademie, eingefunden, um sich nach der Ausschreibung des Fürsten zu erkundigen mit der Frage, ob das Vorhaben noch weiter betrieben werde. Die Delegierten hätten betont – so der Gesandte –, daß sie das geplante Unternehmen „so woll eingerichtet, so genereux, rühmlich und nützlich“ fänden, daß sie bereit wären, es im Lande und sogar im englischen Parlament bekannt zu machen. Im weiteren Gesprächsverlauf mit besagten Delegierten habe der Gesandte ihnen zwar eine diesbezüglich abschlägige Antwort, doch seinen Gästen bedeutet, daß der Kurfürst gerne bereit sei, Engländer in sein Land aufzunehmen, sie auch entsprechend zu privilegieren, und zwar besonders dann, „wenn man neben den literatis auch eine gute Anzahl von englischen Weißgerbern, Handschuhmachern, Lederarbeitern, Strumpfmachern, Parfumeurs, Messerschmieden, Tuchmachern und dergleichen dahin bringen und also die englische Manufacturen daselbst einführen könnte“. Die beiden Herren hätten gemeint, das könne sich „mit der Zeit practisieren lassen“. Zudem hätten sie zum Ausdruck gebracht, daß ihnen die für die Wissenschaftsstadt angekündigte religiöse Freiheit besonders angelegen sei; denn – so der Gesandte – „die hiesige Nonconformisten, wodurch sie die eiferige Presbyterianer und Puritaner verstunden“, seien „des bischöflichen Kirchenregiments so überdrüssig, daß sie alle begierig, sich in die Fremde zu begeben“.

In seinem Schreiben an den Kurfürsten ist Christoph von Brandt eifertig bemüht, vor den „haereses“ zu warnen. Man dürfe sich nicht Leute ins Land holen, die vor den Obrigkeiten keinen Respekt zeigten. Er nennt hier die „Quäcker“ und „Anabaptisten“, die sich in England als harte Presbyterianer, Puritaner und Independents tarnten. Seitenhiebe führte der Gesandte in diesem Zusammenhang sogar gegen Skytte, der auch „nicht die beste Religion“ habe, und gegen die englische Akademie, in der so mancher Sozinianer sitze, der Gefallen an dem Brandenburger Wissenschaftsprojekt habe. Außerdem sei das *Patent* des Kurfürsten von einem Hamburger Sozinianer veröffentlicht worden, was die Vermutung nahelege, daß sich diese Leute in das Unternehmen hätten einschleichen wollen.

Friedrich Wilhelm antwortete dem Gesandten, daß das „vorgehabte desseing“ und „die damit verbundene Hoffnung“ sich nicht praktizieren lasse, daß auch er davon abrate, Leute, die „unruhig und aufwieglerisch seind“ ins Land zu holen, daß er es aber begrüße, Handwerker aus England, wenn sie bemittelt und aufrichtig im Glauben seien, in Brandenburg anzusiedeln.



¹⁷ Brieftexte in: HIRSCH, FERDINAND (Hg.): *Urkunden und Actenstücke zur Geschichte des Kurfürsten Friedrich Wilhelm von Brandenburg*. Berlin, 1892, Bd. 12, S. 665-667.